

Mein Freund Speer

Von

Walther von Hollander

respektiert. Es ist Samstag Abend, die ganze Bürgerstube ist voll besetzt. Entsetzen, „Der Schwan des Fernen Ostens“ ist eingetroffen, sitzt leibhaftig da, nicht wegzuleugnen, eine dicke, alte Frau: die ganze Straße wird leer, stiebt auseinander, wenn man daheim ihrer ansichtig wird. Der Schwan des Fernen Ostens hält eine Rede: „Freunde, Reichsdeutsche, teure Brüder aus Tirol, in unserer Mitte weilt in stiller Beschaulichkeit ein Künstler von Weltruf. Man hat über ihn Bücher geschrieben, in guten Zeiten haben die Galerien seine Bilder erworben, er lebt in bitterster Not . . .“ So redet der Schwan des Ostens viele Minuten lang, die Gäste schweigen verlegen, sie starren alle den unglücklichen Maler an. Der, mageren, elenden Gesichts, schaut vor sich hin und ringt die Hände. Die Rede des Schwans geht in Ergriffenheit über. Gleich wird der Schwan auffordern, eine Sammlung für den Maler zu veranstalten. Da erhebt sich der Maler und ringt die Hände.

Ich kenne, genau abgezählt, dreihundertfünfzig Maler. Ein halbes Dutzend ausgenommen, allen anderen geht es über die Maßen dreckig. Maler sind, das ist meine Meinung, erwerbsbedachter, kaufmännisch geschickter, als etwa Schriftsteller und Musikanten. Ein Maler in einer Gastwirtschaft zwischen wohlhabenden Bürgern ist wie ein Raubtier auf freier Wildbahn. Seine Ungeschicklichkeit, Schweigsamkeit ist echt, aber ebenso auch überlegt. Der verehrungswürdige Kapitalist, namentlich in Begleitung holder Weiblichkeit, kann in solcher Wirtsstube bei Tiroler Wein sentimental werden wie ein Hund.

Der Maler erhob sich und rang die Hände. Ich hätte darauf schwören können, daß er nun mit schlauer Höflichkeit die allzu plumpe Hilfe abwehren und die Gäste einladen würde, morgen nebenan bei Mumelter seine Arbeiten zu besichtigen. Er rang die Hände. Er rang aus seinen Händen die Worte her: „Gnädige Frau, i bitt scheen. I bitt scheen, gnädige Frau. Halten's endlich Ihre gottverfluchte Schnauzen!“

Daß man nie auslernt, habe ich von meinem Freunde Speer gelernt. Und noch etwas dazu. Speer lernt immer. Er ist immer unterwegs von einer Theorie zur andern. Von jeder neuen Erkenntnis aus erklärt sich ihm die Welt ganz und gar und verklärt sich ihm.

Das mit dem Salzfaß passierte gleich im Anfang unserer Freundschaft. Speer kam atemlos in unsere Dachwohnung hinauf, denn natürlich übersprang er immer halbe Treppenabsätze. Er kam herein, ging schnurstracks ans Büfett, nahm das Salzfaß heraus und schüttete es zum Fenster hinaus. Danach holte er die Salztüte aus der Küche und ließ das Salz hinunterrieseln. „Es verweht“, sagte ich, „ehe es unten ist. Es werden keine Salzbäume wachsen.“

„Weißt du nicht“, sagte Speer finster, „daß 25 Prozent aller Menschen an Nierenkrankheiten zugrunde gehen?“ Nein, ich wußte es nicht. „Weißt du nicht, daß Nierenkranke kein Steinsalz essen dürfen und Lungenkranke auch nicht?“ Das wußte ich schon eher.

„Weißt du nicht, daß Napoleon durch übermäßiges Steinsalzzessen nach St. Helena gekommen ist?“

Das wußte ich wieder nicht, und somit mußte ich denn lernen, daß sowohl Napoleon wie Friedrich der Große durch Steinsalz ihre Niederlagen erlitten, daß alle Revolutionen Steinsalz-Revolutionen gewesen waren. Als Speer nach drei Stunden ging, begleitete ich ihn zum Kaufmann, um Salz zu holen, und es dauerte Jahre, bis ich erkannte, daß ein Salzkörnchen Wahrheit in der Forderung der Salzlosigkeit steckt. Aber da war Speer längst bei einer anderen Sache.

Ich erinnere mich genau, wie er mit der Verdrängung ankam. Früher als die meisten. Und daß Napoleon und Friedrich der Große ihre Siege und ihre Niederlagen nur ihren Sublimierungen verdanken, daß die Revolutionen immer nur der Durchbruch von Verdrängungen